



Innen noch eine Baustelle: Wie von Karl August Lingner gewünscht, hat sein Schloss nun endlich auch ein öffentlich zugängliches Restaurant. Fotos R. Grosser / Förderverein Lingnerschloss

Ein Schloss für alle

In Dresden erfand Karl August Lingner Odol. Sein Wasser ist bis heute in aller Munde, sein Letzter Wille aber wird erst 100 Jahre nach seinem Tod erfüllt.

Von Stefan Locke

DRESDEN, 23. Mai. In diesen Tagen steht Peter Lenk besonders gern auf der Terrasse des Lingnerschlosses hoch über Dresden. Im Tal fließt träge die Elbe entlang, und etliche Bauten im Zentrum da unten reflektieren orange-rot das Licht der untergehenden Sonne. Lenk, 71 Jahre alt, Körpergröße wie Norbert Blüm und Augenbrauen wie Theo Waigel, ist Chef des Fördervereins Lingnerschloss und mindestens so beharrlich wie die beiden ehemaligen Bundesminister. „Wir sind dabei, jetzt erstmals Lingners Vision zu verwirklichen“, sagt er stolz.

Die Vision oder besser das Vermächtnis war nobel, obgleich nicht unerfüllbar, und doch wurde seit 1916 permanent dagegen verstoßen. Im Testament hatte Karl August Lingner, der „Odol-König“, wie er bis heute in Dresden heißt, die Stadt verpflichtet, sein Schloss der Allgemeinheit zugänglich zu machen und obendrein ein Restaurant mit den billigsten Preisen in der Umgebung einzurichten. Er wolle, schrieb Lingner, „dass die gesamte Bevölkerung in die Lage gebracht wird, mit einer Ausgabe von 20 bis 30 Pfennig die

Schönheiten dieser herrlichen, in Europa einzigartigen Lage zu genießen“.

Lingner hatte in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Erfindung des Mundwassers Odol einen Nerv der Zeit getroffen; die Deutschen suchten sich damals vor gefährlichen Bakterien zu schützen, für die der Mund als „Haupt-eintrittspforte“ galt. Mit der geschickten Vermarktung des Produkts in der weißen Schwanhals-Flasche mit ihrem unverwechselbaren Schriftzug und eingängigen Namen, für den er Odous, das griechische Wort für Zahn, mit Oleum, dem lateinischen Begriff für Öl, kombinierte, machte Lingner innerhalb kurzer Zeit ein Millionenvermögen. Sein Produkt fand reißenden Absatz, obwohl es für 1,50 Mark je Flasche bei einem um 1900 üblichen Durchschnittslohn von etwa 100 Mark im Monat zu den Luxuserzeugnissen zählte.

1906 erwarb Lingner das später nach ihm benannte Schloss, das Jahrzehnte zuvor für den Kammerherrn des preußischen Prinzen Albrecht, einen Bruder Wilhelm I., errichtet worden war. „Es ist ein echtes Zeugnis des Berliner Spätklassizismus“, schwärmt Lenk. „Diese Harmonie und die vollendeten Proportionen.“ Der Genuss ist freilich nur noch äußerlich zu haben, innen gleicht das Gebäude heute in vielen Teilen einer Baustelle. In der Eingangshalle ist der Putz abgehackt, Balken, Stahlträger und Ziegel liegen offen. Mit zehn Millionen Euro, davon 90 Prozent aus Spenden, will Lenks Verein das Schloss in seinen ursprünglichen Zustand versetzen, inklusive Stuck, Säulen und Pilastern. Rund die Hälfte des Geldes hat er bereits zusammen.

Möglich, dass das alles nicht nötig gewesen wäre, wenn man Lingners Testament befolgt hätte. Doch die politischen

und gesellschaftlichen Umbrüche des 20. Jahrhunderts ließen das nicht zu. Zwar wurde das Haus in den zwanziger Jahren gelegentlich für Konzerte und Tagungen genutzt; ein Restaurant jedoch gab es nie. Im Zweiten Weltkrieg diente es als Reservelazarett, danach bezogen die Sowjetische Militäradministration und später ein Studentenwohnheim das unzerstörte Schloss. Mitte der fünfziger Jahre schließlich entschied der Kulturbund der DDR, hier einen „Klub der Intelligenz“ einzurichten.



Karl August Lingner, der „Odol-König“, vermachte seine große Villa an der Elbe mitsamt Park 1916 der Stadt Dresden.

Zuvor jedoch ließ die Partei alles, was an Preußen und damit an den vermeintlichen Verursacher von Krieg und Katastrophe erinnerte, gründlich tilgen. Die gesamte Inneneinrichtung des Schlosses wurde herausgerissen; eichene Kassettendecken, schwere Teppiche, Kamine und opulente Sessel wurden ersetzt durch weiße Wände und helle Holztafelungen sowie durch für die damalige Zeit durchaus repräsentative moderne Leuchten und Möbel. Das alles kostete unglückliche 812 000 Ost-Mark. „Es war eine Bilderstürmerei“, sagt Peter Lenk, der erst jüngst Statuen von Bismarck und Friedrich dem Großen wiederfand, die einfach im Park vergraben worden waren.

Die sogenannten Klubs der Intelligenz sollten im ganzen Land die Elite an den Sozialismus binden. Dafür gewährte die Partei zum Teil üppige Privilegien. In Dresden wiederum war der Klub noch exklusiver, weil sein Vorsitzender Manfred von Ardenne hieß, der in der Nachbarschaft das einzige private Forschungsinstitut des gesamten Ostblocks betrieb. So gab es im Lingnerschloss neben Vorträgen berühmter Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller ein gehobenes Restaurant sowie ausländische Zeitungen und Zeitschriften zu lesen und internationale Filme zu sehen. In den siebziger und achtziger Jahren ließ die Exklusivität jedoch nach, auch weil die Elite nun nicht mehr ohne weiteres in den Westen türmen konnte; nach der Wiedervereinigung löste sich der Klub auf.

Das Schloss verfiel trotz zahlreicher Ideen, sogar der Verkauf stand – testamentwidrig – zur Debatte, bis 2003 Peter Lenk übernahm. Der Dresdner will das Erbe erhalten und möglichst originalgetreu wiederherstellen, auch wenn so gut wie keine Bilder mehr vom ursprünglichen Zustand des Hauses existieren. „Wir nähern uns Raum für Raum“, sagt er. Unterstützung kommt auch von Firmen wie GlaxoSmithKline, dem Pharmariesen gehört Odol inzwischen.

Bis 2014 soll das Schloss der Allgemeinheit zugänglich und das Testament vollstreckt sein. Schon jetzt, zum 150. Geburtstag Lingners, ist der Ostflügel als Restaurant fertig, und dessen Pächter hat sich verpflichtet, stets ein Getränk anzubieten, dessen Preis umgerechnet den von Lingner geforderten 20 bis 30 Pfennigen entspricht; derzeit ist es eine Himbeerlimonade für 75 Cent. Das sei freilich symbolisch, sagt Lenk. „Aber so kommen wir endlich dem Vermächtnis nach.“